

Shakespeare

Todesarten auf der Shakespeare-Bühne

Die Figuren lieben, hassen, morden – und sterben: ein reiches Spielprofil



«Ich spiele nicht das Sterben pur»

Klaus Brömmelmeier wurde mit Shakespeare vom strahlenden Newcomer zum ausgefuchsten Bühnentier. Er sagt, wenn es schiefgehe, liege es nicht am Stück. Bei Shakespeare werde jede Figur ernst genommen.

Alexandra Kedves Interview
Klaudia Meisterhans Grafik

Wie gingen Sie 1999, mit 27 Jahren, an «Hamlet» heran?

Ich war mir gar nicht sicher, ob ich das machen wollte. Den Regisseur, Michael Thalheimer, kannte ich nicht: Er war damals noch nicht der Regiestar wie heute; darum bestand ich darauf, dass wir uns treffen und einander beschnuppern. Er war total aufgeregt, genau wie ich: Es ging um die Temperatur zwischen uns – ob das überhaupt passt. Vom «Hamlet»-Projekt waren nämlich der ursprünglich geplante Regisseur und sein Hamlet bereits zurückgetreten – aus verschiedenen Gründen. Aber die Chemie stimmte, und wir stürzten uns regelrecht in diesen «Hamlet» hinein. Ich würde das inzwischen so gar nicht mehr wagen.

Was würden Sie heute fürchten?

Der «Hamlet» war für mich wie für Thalheimer ganz unerwartet eine Art künst-

Shakespeares Welt

Zum 400. Todestag von William Shakespeare beleuchtet der TA in einer Serie aus Interviews, Infografiken und Hintergrundberichten Leben, Werk und Wirkung des grossen Dramatikers und Dichters.

Heute beginnt auf «TA online» die Videoserie, in der Mitglieder des Zürcher Schauspielhaus-Ensembles Shakespeare-Passagen vortragen: Isabelle Menke aus «Macbeth»; Lisa-Katrina Mayer aus «Hamlet»; Dagna Litzenberger Vinet aus «Ein Sommernachts Traum»; Matthias Neukirch aus «Wie es euch gefällt». Es startet Lisa-Katrina Mayer als Hamlet.

Video Der erste von vier Shakespeare-Monologen
monolog.tagesanzeiger.ch

lerisches Coming-out und wurde zum Sprungbrett für unsere Karrieren; hätten wir darauf spekuliert, wären wir wohl zögerlicher vorgegangen. Die Kritik hat damals einiges über die Authentizität unseres Spiels geschrieben – und ich bin da in der Tat direkt als Hamlet über die Bühne gerannt. Das war eine Inszenierung wie unter Überdruck. Hamlet wird ja zum Mörder, und ich musste mich fragen: Wo nehme ich das her? Heute hätte ich mehr Angst vor dem Scheitern, mehr Besonnenheit beim Spiel und auch mehr Ehrfurcht vor dem Text. Die Furcht vor dem Spielen solch extremer Rollen wird immer stärker. Zudem spüre ich heute, mit 44, auch eine grössere historische Verantwortung.

Was meinen Sie damit?

Was Aufführungstradition bedeutet, wogegen man sich vielleicht absetzen möchte und was da an vorhergehenden Lesarten ins eigene Spiel hineingedeutet werden kann, war mir vor zwei Jahrzehnten noch nicht so bewusst. Jetzt, bei der Inszenierung von «Nathan der Weise», ging mir das zum Beispiel ziemlich anders. Beim «Hamlet» dagegen gab es tausend Sachen, über die ich einfach mit Schmachtes hinweggeritten bin. Mit der Zeit wird man sensibler und anspruchsvoller und bekommt ein feineres Ohr für die Zwischentöne des Textes. Aber diese Unwissenheit produziert auch genau die gesunde Naivität, die Freiheit, die man braucht, um den Hamlet zu geben.

Welche Freiheit braucht man als Hamlet-Schauspieler?

Es ist die Rolle eines stürmischen und hadernden jungen Mannes. Und dieses Hadern, dieses Gefühl, dass die Welt aus den Fugen und man selbst schon längst aus ihr herausgefallen ist, dass man sich im falschen Film bewegt – das konnte ich wunderbar als Eigenes wiedererkennen

und aufgreifen. Hamlet will gar nicht in dieser Gesellschaft funktionieren – und auch mich liessen seinerzeit der institutionelle Druck, all die Aufgeregtheiten von aussen völlig kalt.

Welchen Druck meinen Sie?

Michael Thalheimer und ich gingen recht blauäugig mit dem allem um – mit der Erwartung des Theaters, den Erwartungen des Publikums und auch damit, was der Intendantenpreis bedeuten könnte. Ebendiese Unbedarftheit gab uns Kraft und Vertrauen. Und, ehrlich gesagt: In jungen Jahren hat man auch mehr Lust auf Überforderung, lebt im Geist des «Das schaffst du schon».

Als Shakespeare-Akteur ist man oft mit dem Sterben auf der Bühne konfrontiert. Ist das schwer?

Ich suche nach einem Weg, nicht das Sterben pur zu spielen – das will ja auch keiner sehen –, sondern diese Szene als Funktion und Moment in dem jeweiligen Stück zu deuten. Es ist nicht wie im Film; die Sterbeszene soll nicht besonders realistisch oder grausig daherkommen. Diese Art von pseudorealisticer Gänsehaut-Taktik ist nichts fürs Theater. Der Tod auf der Bühne verlangt nach einer Überhöhung; er ist Material, mit dem gearbeitet werden muss. Im «Hamlet» habe ich «Der Rest ist Schweigen» als Popsong hinausposaunt.

Wieso reizen Sie Shakespeare-Rollen heute noch?

Er ist schlicht der grösste Schauspieler-Autor überhaupt. Er stand selbst auf der Bühne und wusste, worum es geht und was Akteuren Spass macht. Der war ein Praktiker mit Sinn für Timing und Musikalität; ein grosser Handwerker. Und egal, welche Rolle – alle Figuren bei Shakespeare haben wahnsinnig viel Futter. Das sind nicht bloss Pappkameraden oder Klischees, sondern da ist stets eine

Menge Spielmaterial. Die Personen wirken lebendig und ragen ins Extreme hinein. Jede Figur wird total ernst genommen und hat ihre eigenen Konflikte; auch das Komödienpersonal, ja, sogar die Wand! Darum weiss jeder Schauspieler: Wenn es schiefgeht, dann liegt es nicht am Stück.

Auch das deutschsprachige Publikum scheint nicht genug zu bekommen von Shakespeare.

Unsere Regietheaterkultur erlaubt uns, die alten Stücke auf ganz unterschiedliche Weise zu lesen. Und während man sich in England meist an die Originalsprache hält, müssen wir ohnehin übersetzen – da können wir Shakespeare gleich auch an die Gegenwortsprache heranzoomen. Reinhard Palm hat das bei unserem «Hamlet» fantastisch hingekriegt! Die Briten dagegen verstehen ihren Shakespeare oft gar nicht mehr richtig. Wir haben die Chance, an diese zeitlosen Archetypen ganz heute heranzufahren: Macbeth, Shylock, Lear. Wo manches gar nicht mehr geht, etwa Goethes «Torquato Tasso», bleibt Shakespeare brennend aktuell.

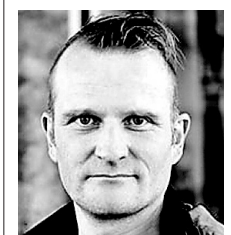
Und was ist denn mit der jungen Dramatik? Können die Gegenwartsautoren zu wenig?

Neue Stücke sind etwas ganz Schwieriges. Was nicht heisst, dass ich sie scheuen würde. Im Gegenteil, mit meiner Frau, der Regisseurin Sibylle Burkhardt, setze ich oft Neues um, probiere aus. Man weiss vorher freilich nie, ob sich so ein Text beim Spielen dann nicht einfach in Luft auflöst.

Was ist der Knackpunkt?

Das Wichtigste ist für mich je länger, je mehr die gemeinsame Suche, vor allem beim Proben, aber auch bei der Aufführung. Zusammen zu fragen: «Was finden wir über Hamlet heraus?» – und damit

vielleicht auch über uns selbst –, das ist ein kostbarer Luxus. Ich geniesse dieses Jetzt am Theater viel mehr als früher. Man könnte sagen: Am Theater herrscht der Minimalkonsens, dass wir einander nicht verletzen. Traurig ist, dass das heutzutage ja schon eine ganze Menge ist. Aber diesen leider fast utopischen Spiel-Raum sollte sich die Gesellschaft erhalten, wenn alles rundherum schäumt und wütet. Ich glaube, dass besonders in Shakespeares Stücken, bei allen Rüpelhaftigkeiten und Grausamkeiten, genau diese Lust am Enthobenen und Befreienden immer spürbar ist.

Klaus Brömmelmeier
Schauspieler

Mit «Hamlet» startete seine Karriere richtig durch: 1999 am Theater Freiburg im Breisgau. Klaus Brömmelmeier hatte nach einem abgebrochenen Medizinstudium in den Neunzigern in Zürich

Schauspiel studiert; und er bekam für seinen Auftritt als Dänenprinz den Deutschen Intendantenpreis. Seither hat sich der gebürtige Bayer mit Jahrgang 1971 in der schweizerischen Theaterlandschaft eine Heimat geschaffen. 2000 stiess er zum Theater Basel unter Michael Schindhelm, wo er auch in Stefan Bachmanns shakespeare-schem «Sturm» mittat – als Ballermann-be-soffener Trinculo. «Das war recht krass», erinnert er sich. Seit 2009 ist er Mitglied im Ensemble des Schauspielhauses Zürich, wo er unlängst im «Sommernachts Traum» eine Mehrfachrolle innehatte: als phänomenaler Elfenkönig Oberon, als Herzog Theseus und, nicht zuletzt, als Wand. Klaus Brömmelmeier lebt mit Frau und zwei Kindern im «relaxten, theateraffinen» Basel. (ked)